

Mit dem Panzerwagen in die Freiheit

Vor 55 Jahren: Ein 19-jähriger Ostberliner kapert ein sowjetisches Fahrzeug und versucht, die Mauer zu durchbrechen

Das Thema

Mit einem gestohlenen russischen Panzerwagen versuchte ein junger Ostberliner 1963, in den freien Westteil der Stadt zu gelangen. Der Durchbruch durch die Mauer misslang. Wie die dramatische Flucht dennoch glückte, erzählt er jetzt, 55 Jahre danach.

Von Philipp Hedemann

„Ich haue ab“, schreit er. „Ich fahre mit dem Panzerwagen durch die Mauer. Wollt Ihr mit?“, ruft Wolfgang Erichsen (Name auf Wunsch des Flüchtlings geändert) einem Pärchen in Ostberlin zu. Es ist der 17. April 1963. Erichsen hat die Frau und den Mann noch nie gesehen. Er weiß, dass ihm die Aufforderung zur Flucht mehrere Jahre Zuchthaus einbringen kann. Aber das ist ihm egal. Für den 19-Jährigen gibt es nur noch einen Ausweg – und der führt mit dem russischen Panzerwagen SPW-152 durch die Berliner Mauer.

6,55 Meter lang, 8,6 Tonnen schwer, bis zu 1,4 Zentimeter Stahlpanzerung. Der SPW-152 war für die Rote Armee entwickelt worden, um Panzergrenadiere in die Schlacht zu transportieren. Bei der Truppenparade am 1. Mai 1963 sollte das schwere Gefährt erstmals in der DDR präsentiert werden. Doch als Erichsen den Wagen zwei Wochen zuvor in einer Kaserne der Nationalen Volksarmee (NVA) in Ostberlin entdeckt, hat er schnell einen anderen Plan für den SPW-152. „Mit dem kannst Du die Mauer durchbrechen“, denkt sich der 19-Jährige, der 1963 als ziviler Fahrer der NVA arbeitet.

Kurz darauf stiehlt er den Panzerwagen – und fährt mit rasendem Herzen los. Bis zur Mauer sind es nur ein paar Kilometer. Jene Mauer, deren Bau er keine zwei Jahre zuvor als NVA-Soldat mit abgesehen hat.

Rückblick: In der Nacht vom 12. auf den 13. August 1961 patrouilliert Erichsen mit seinem Bataillon in Berlin. Unmittelbar zuvor hatte Erich Honecker, damals Sekretär für Sicherheitsfragen im Zentralkomitee, den Befehl zum Mauerbau gegeben. „Wir sollten aufpassen, dass nicht noch auf den letzten Drücker Leute abhauen und beim Bau der Grenzbefestigung mithelfen“, berichtet Erichsen über ein halbes Jahrhundert später in seinem Wohnzimmer im nordöstlichen Niedersachsen.

Hätte er geschossen, wenn er jemanden hätte fliehen sehen? „Tja, das ist eine gute Frage“, sagt der ehemalige Soldat. Dann schweigt er. Lange. Er denkt nach. Schließlich sagt er: „Die Gutmenschen würden diese Frage natürlich ganz fix mit: Nein, auf keinen Fall, beantworten. Aber ich kann das nicht so eindeutig.“ Erichsen, der nach seiner Flucht Geschichts- und Biologielehrer in Niedersachsen wurde, weiß, dass seine Antwort verstören kann. Es ist ihm egal. Er ist ein ehrlicher Mann. „Uns haben Sie damals erzählt, dass uns der antifaschistische Schutzwall vor den Revanchisten und Militaristen aus dem Wes-



An der Mauer steckengeblieben: Ein Offizier der DDR-Volksarmee vor dem sowjetischen Schützenpanzerwagen, mit dem der 19-jährige Wolfgang Erichsen am 17. April 1963 versuchte, in der Eisenstraße die Sektorengrenze die Sperrmauer zu durchbrechen. 3 Fotos: dpa



Schwer verletzt: Der 19-jährige Flüchtling Wolfgang Erichsen im Westberliner Urban-Krankenhaus.



Stark beschädigt: DDR-Grenzer bei Instandsetzungsarbeiten an der Sperrmauer.

ten schützen sollte. Aber geglaubt, haben das wohl die wenigsten“, sagt der ehemalige NVA-Mann.

Als Erichsen an jenem 17. April 1963, den Panzerwagen in Berlin-Treptow gegen die Mauer lenkt, stößt er mit der Stirn gegen die Aufhängung des Nachtsichtgeräts und zieht sich eine tiefe Platzwunde zu. Er wischt sich das Blut aus den Augen und sieht, dass nur die Schnauze seines Fluchtwagens im Westen steht. Der größte Teil steckt mit gebrochenen Achsen im Osten fest.

Hintergrund

Historiker: Über 1000 Grenztote

70 Tage nachdem DDR-Staatsrat-Vorsitzender Walter Ulbricht verkündet hatte, dass niemand die Absicht habe, eine Mauer zu errichten, wurde der 24-jährige Günter Litfin am 24. August 1961 bei seinem Fluchtversuch an der Berliner Grenze durch einen Schuss getötet.

Zwei Tage zuvor war bereits Ida Siekmann tödlich verunglückt, als sie vom dritten Stock ihrer Wohnung in den Westen springen wollte. Die 58-jährige

„Ich wollte aussteigen und über die halb eingestürzte Mauer klettern“, berichtet Erichsen. Doch als er den Wagen verlässt, verheddert er sich im Stacheldraht. Während er verzweifelt versucht, sich zu befreien, rennt ein Grenzsoldat mit Kalaschnikow auf ihn zu. „Nicht schießen“, schreit der Flüchtende – dann knallt es. Erichsen spürt einen dumpfen Schlag im Rücken und ein Brennen in der Brust.

Blutüberströmt schleppt er sich zurück in den gepanzerten Wagen und klettert durch die Beifahrertür auf die Motor-

haube. Von hinten schießen die DDR-Grenzer weiter auf den Verwundeten, er wird an der rechten Hand getroffen. Erichsen verliert viel Blut, aber nicht die verzweifelte Hoffnung. „Ich muss da rüber. Ich schaffe das“, sagt der damals 19-Jährige zu sich selbst.

Dann fallen wieder Schüsse. Doch sie klingen anders, und sie kommen von vorne – aus dem Westen. Auf einem Beobachtungsposten auf der anderen Seite der Mauer standen zufällig zwei Westberliner Polizisten, als Wolfgang Erichsen in die Mauer fährt. Als einer der Beamten von einem Querschläger der NVA-Männer getroffen wird, erwidern

sie das Feuer.

Erichsen sitzt jetzt mitten im Kreuzfeuer. Als die DDR-Grenzer sich unter Beschuss zurückziehen, nimmt er seine letzte Kraft zusammen. Vollgepumpt mit Adrenalin und Endorphinen versucht er, von der Motorhaube über die Mauer zu klettern – und bleibt erneut im Stacheldraht hängen.

Hier wäre er wohl verblutet, hätte nicht auf der Westberliner Seite gerade ein Sparverein das Ersparte vertrunken. Keine drei Meter von der Mauer gab es damals die Kneipe „Heidelberger Krug“. Als die Zecher an diesem Mittwochabend um 19.44 Uhr Schüsse hören, rennen sie aus

der Spelunke. „Während die Polizisten und die Grenzer sich eine wilde Schießerei lieferten, haben sie eine Räuberleiter gemacht, mich aus dem Stacheldraht gepult und in ihre Kneipe geschleppt. Sie haben ihr Leben riskiert, um meins zu retten“, erinnert Wolfgang Erichsen sich. Damals stand er offensichtlich unter Schock. Anders kann er sich nicht erklären, warum er im Wirtshaus erstmal ein Bier und einen Korn bestellte.

An einen seiner Retter erinnert Wolfgang Erichsen sich noch heute. „Ein total betrunkenen Opa musste seinen Gürtel hergeben, damit sie mir den Arm oberhalb der zerschossenen Hand abbinden konnten. Ich sah von unten, wie er sich seine Hose festhalten musste. Dabei fluchte er laut, dass er raus wolle, um die Zonen-Soldaten fertig zu machen“, erzählt Erichsen.

„Nur wenn das Wetter umschlägt, spüre ich die Narbe noch, ansonsten ist alles gut.“

**WOLFGANG ERICHSEN
ÜBER DIE ERLITTENEN
SCHUSSVERLETZUNGEN**

In einem Kreuzberger Krankenhaus wurde er noch in derselben Nacht von einem alten Weltkriegs-Arzt mit Dutzenden Stichen wieder zusammengeflickt. „Die Kugel verfehlte das Herz, streifte die Lunge nur. Sie ging hier rein, und da wieder raus.“ Erichsen ist aus seinem Sessel aufgestanden und fasst sich erst an die rechte Seite oberhalb der Hüfte, dann auf die Brust. „Nur wenn das Wetter umschlägt, spüre ich die Narbe noch, ansonsten ist alles gut.“

Alles gut – das ist auch das Erste, was Wolfgang Erichsen denkt, als er nach der mehrstündigen Notoperation am nächsten Morgen aufwacht. „Ich habe es geschafft. Ich bin im Westen.“ Als er aus dem Krankenhaus entlassen wird, fliegt der Republikflüchtling zurück nach Düsseldorf, in die Stadt, die er elf Jahre zuvor gegen seinen Willen mit seiner Mutter in Richtung DDR verlassen hat. Als Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) hatte sie 1952 von der SED den Auftrag erhalten, am Aufbau des real existierenden Sozialismus mitzuwirken – und der damals achtjährige Wolfgang musste mit. Doch als junger Mann lernte er den Staat zu hassen, den seine Mutter liebte.

Zurück im Westen versuchte Erichsen, wieder Kontakt mit seiner Mutter aufzunehmen. Vergeblich. Schrieb er ihr Briefe, erhielt er keine Antwort. Rief er sie an, legte sie sofort auf. Erst Anfang der 90er-Jahre erfuhr Wolfgang Erichsen aus seiner Stasi-Akte, dass seine Mutter, die bis zu ihrer Pensionierung im Dienstgrad eines Hauptfeldwebels bei der Stasi arbeitete, sich bereits wenige Tage nach seiner Flucht schriftlich von ihrem Sohn losgesagt hatte.

In Ostberlin sah er sie 1990 das erste Mal wieder. Der Sohn: „Sie war fanatisch und bis zu ihrem Tod davon überzeugt, das Richtige getan zu haben. Ich glaube, sie hat mir nie verziehen, dass ich aus dem Land, an das sie so fest geglaubt hat, geflohen bin.“ Aber er selbst würde es jederzeit wieder machen. „Es hat sich gelohnt.“

